

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 60.

Berlin, Freitag den 19. Mai

1837.

### A u s t r a l i e n .

#### Die Missionen in der Südsee.

Nach John B. Williams. \*)

Die erste thätige Anregung zu dem Versuche, Prediger des Evangeliums unter die Wilden der Südsee-Inseln auszusenden, ging hauptsächlich von einer frommen Englischen Dame, Lady Huntingdon, und von deren Kaplan, Dr. Savel, aus. Der Eifer für die Sache der Religion auf Otaheiti, auf den Marquesas- und Freundschafts-Inseln trieb bald zu einer solchen Höhe, daß man ein Schiff kaufte, mit allem Nothwendigen reichlich ausgerüstete und es mit 23 Missionairen nach der Südsee sandte. Sie hatten den Auftrag, das Werk der Bekehrung auf jenen drei Inselgruppen zu gleicher Zeit anzufangen, und von ihrem Eifer, ihrem unternehmenden Geiste versprach man sich die glänzendsten Erfolge. Leider aber hatten weder die Ausgesendeten, noch die Aussender einen Begriff von den Mitteln und Wegen, die hier allein zum Ziele führen konnten. Diese Männer kamen nach der Südsee, ohne die Sprache, die Religion, die Sitten, die Lebensart der Eingebornen im mindesten zu kennen. Wären diese ersten Missionaire mit einigem gesunden Menschenverstande zu Werke gegangen, so würden sie etliche Eingeborne der Inseln mit nach England genommen, dieselben im Christentume unterrichtet und erzogen und in Begleitung dieser Gehülfen ihre Reise und ihr Werk wieder angetreten haben. So aber blieb die ganze Expedition eine wahre geistliche Donquixotade, wobei man alle Mittel menschlicher Klugheit verschmähte und auf lauter Wunder zu rechnen schien; bei dieser Unbesorgtheit um Alles, was den Erfolg einer Unternehmung sichern kann, bei diesem gänzlichen Mangel an Vorbereitung, wäre ein Missionsprojekt nach dem Monde eben so gut denkbar, als eines nach Otaheiti und den Sandwichs-Inseln.

Der Erfolg war von der Art, wie jeder Vernünftige voraussehen mußte. Auf den Marquesas-Inseln schlug die Mission gleich anfangs fehl; auf Tongatabu fanden die meisten Missionarien ihren Tod, und eine Reihe von unglücklichen Ereignissen und Verlusten zwang die Europäer, diesen Posten aufzugeben. Nicht viel besser ging es der Abtheilung, die sich auf Otaheiti niedergelassen; den Meisten wurde bei Zeiten um ihr Leben bang, und sie flohen nach Neu-Süd-Wales. Kurz, nach drei oder vier Jahren war von der ganzen glänzenden Expedition auch nicht eine Spur übrig. Derselbe Mangel an Ueberlegung und Geschick hat auch in neuerer Zeit bei manchen Missions-Unternehmungen obgewaltet, und dann war auch der Ausgang eben so kläglich. Von jener ersten Sendung waren einige Männer, die ihren Posten nicht verlassen wollten, auf Otaheiti zurückgeblieben, aber leider bewiesen dieselben sich zur Erlernung der Volkssprache und zur Auffassung des Volks-Charakters nicht in besonderem Grade geschickt, und ihre jahrelangen Bemühungen trugen durchaus keine Frucht. Von dem Bestande, womit sie zu Werke gingen, kann man sich daraus einen Begriff machen, daß sie es für ihr erstes und notwendigstes Geschäft hielten, die Insulaner Englisch zu lehren — als könnte sich jemals ein ganzes Volk von einem halben Duzend Fremder dahin bringen lassen, seine Muttersprache mit einer fremden, schwierigen und künstlichen zu vertauschen. „Sechzehn Jahre hindurch“, so klagt der Verfasser, „war, ungeachtet des unerwähnten Eifers, der beständigen Reisen, der frommen und dringenden Predigten und Ermahnungen, sechzehn Jahre hindurch war die aufopfernde Hingebung dieser göttlichen Männer umsonst; Keiner fragte, Keiner kümmerte sich um die neue Botschaft, keine einzige Bekehrung fand statt.“ Kein Wunder, wenn auch die Wenigen, die so lange muthig ausgehalten, endlich der Arbeit auf dem unfruchtbaren Acker überdrüssig wurden. Die Direktoren der Anstalt in London waren sehr geneigt, die ganze Unternehmung aufzugeben. Doch entschloß man sich, noch einen Versuch zu machen; die Missionarien wurden aufgefordert und mit Mitteln versehen, sich wieder auf ihren Posten zu begeben. In der Zwischenzeit war übrigens ein Ereigniß eingetreten, welches der Aufnahme des Evangeliums bei diesem Völkchen die Bahn brach. Zwei Eingeborne auf Tongatabu, welche im Dienste der Missionsprediger gestanden, bewahrten eine liebevolle Erinnerung, sey es an die neue Lehre, sey es an die Person ihrer Lehrer. Die Beiden riefen sich ins Gedächtniß zurück, was sie aus dem Munde der weisen Fremden gehört; sie dachten darüber nach, sie beteten zu-

sammen, sie nahmen mit einander das Abendmahl; kurz, sie wurden selbst zu Bekennern der Religion der Liebe und ermahnten ihre Landsleute zu gleichem Bekenntniß. Dies war recht eigentlich der Kern für die weitere Verbreitung des Christenthums, der Centralpunkt für die gewaltige Revolution, die in der ganzen Inselwelt der Südsee vorgegangen ist. Einige Missionaire fanden sich gleich wieder ein, sobald sie von dieser unerhofften Sinneswendung Kunde bekamen; und als man nun das Evangelium vollends in der Volkssprache predigte, da erstaunten sie selbst über den glänzenden Erfolg, der überall ihr Wirken krönte. „Von da an bis auf den heutigen Tag sind unsere Bemühungen zu einer Reihe segensreicher Erfolge geworden; ein Eiland nach dem anderen, eine Inselgruppe nach der anderen hat das Evangelium empfangen, und heute wohnen wir auf einem Umkreise von 2000 Engl. Meilen um Otaheiti keinen Archipel, kein einigermaßen bedeutendes Eiland namhaft zu machen, wohin die frohe Botschaft des Heils nicht gebrungen wäre.“

Herr Williams, ist seit 1817 in der Mission thätig; und zwar wurde er zuerst nach Raiatea gesendet, welches die größte und zugleich mittelst-belegene unter den Freundschafts-Inseln ist. Da aber diese Insel schon oft von reisenden Missionairen beschrieben worden, so geht Herr Williams über seinen dortigen Aufenthalt kurz hinweg und giebt statt dessen einen ausführlicheren Bericht, wie das Evangelium zuerst nach zwei anderen Inselgruppen gebracht worden, nämlich nach den Hervey- und nach den Samoa- oder Schiffer-Inseln.

Der Hervey-Archipel ist den Europäern fast gar nicht bekannt gewesen, bevor Herr Williams mit seinen Gefährten sich daselbst niederließ. Er besteht aus sieben Inseln: Mauki, Karotonga, Mitiaro, Utiu, Manguaia, Aitutaki und Hervey, von welcher letzteren die ganze Gruppe den Namen führt; die fünf letztgenannten sind schon von Cook, die zwei erstgenannten erst von den Missionarien entdeckt. Die Bevölkerung des Archipels beläuft sich auf 16,000 Köpfe und gehört zur kupferfarbenen Race. Der Leser erinnere sich nämlich, daß die Australische Inselwelt, vom Hinterindischen Archipel bis weit hinaus in die Südsee, von den Molukken bis zu den Marquesas-Inseln, von zwei Haupttracen bewohnt wird: nämlich von der kupferfarbenen, die mehr den Osten einnimmt, und von der schwarzen Race der Austral-Neger, die auf der westlichen Hälfte dieses Insel-Welttheils, auf Neu-Holland, Neu-Guinea, Neu-Zealand, Neu-Britannien, Neu-Kaledonien, den neuen Hebriden u. s. w. zu Hause ist. Die kupferfarbene Race bekennt sich durch ihren Körperbau und ihre Gesichtsbildung als Malayisch, und es läßt sich wohl nicht zweifeln, daß sie mit der Malayischen Bevölkerung der Halbinsel Malakka und der großen Hinterindischen Eilande von einerlei Abstammung sind; dafür zeugt auch die Sprachverwandtschaft. Es scheint sogar, als sey diese Australische Inselwelt das geographische und historische Mittelglied zwischen dem östlichen Asien und dem westlichen Amerika. Seitdem die Sprache der alten Peruaner bekannter worden ist, — vor zwölf oder funfzehn Jahren hat man nämlich einen Theil des neuen Testaments, die vier Evangelien, für die dortigen Indianerstämme ins Peruanische übersetzt — stellt sich durch Vergleichung eine auffallende Aehnlichkeit dieser Sprache mit dem Malayischen heraus. Hier scheint also der Schlüssel zu dem bisher für unaussprechlich gehaltenen Problem von der Abstammung der Amerikanischen Urvölker zu liegen. Es bliebe nur zu wünschen, daß auch in Betreff des räthselhaften Volkes der alten Mexikaner ein ähnlicher Aufschluß und zu Statten käme.

Herr Williams, bei dem man überhaupt, in Betreff dieses Gegenstandes, reichlichere Belehrung findet, als bei allen seinen Vorgängern im Verufe, führt, außer der Aehnlichkeit des Körperbaues, der Gesichtsbildung und des Charakters im Allgemeinen, noch viele Umstände zum Beweise des Asiatischen Ursprunges dieser Insulaner an: „Dahin gehört z. B. die auffallende Uebereinstimmung der Begriffe, welche man in Indien durch das Wort Kaste, auf den Südsee-Inseln durch Tabu andeutet. Die Meinungen, die Vorurtheile und die Behandlung, welche die Weiber sich gefallen lassen müssen, sind in Bengalen und auf den Polynesischen Inseln ziemlich dieselben, so z. B. der Aberglaube, daß die Weiber gewisse Früchte gar nicht oder nicht in Gegenwart von Männern essen dürfen, der unmenschliche Gebrauch, daß man die Weiber beim Leichenbegängniß ihrer Ehemänner opfert. Beiden Volksstämmen ist es eigen, ihre Kranken mit der größten Sorglosigkeit, ja Grausamkeit zu behandeln. Eine Menge anderer Ceremonien, Gebräuche, sogar Spiele der Insulaner, stammen offenbar aus Indien. Das entscheidendste Argument ist aber die Aehnlichkeit, die fast völlige Gleichheit in der Sprache der Malayen und der kupferfarbenen Australier. Eine große Anzahl Malayischer Wörter findet sich in allen Südsee-

\*) Vergl. dessen so eben erschienene interessante Schrift: A narrative of missionary enterprises in the South Sea Islands; with some remarks upon the natural history of the islands, origin, languages, traditions and usages of the inhabitants. — London 1837.

Dialekten fast unverändert wieder, so namentlich die Malayischen Zählwörter. Die Abweichungen gründen sich größtentheils darauf, daß einige Dialekte, z. B. der Neuseeländische, der von Karotonga, eine gewisse Vorliebe für Nasal-Laute und harte Konsonanten bekunden, während andere, z. B. der Dialekt von Samoa, vorzüglich gern die fließenden Laute S und Z einführen."

Wenn demnach die kupferfarbenen Australier ursprünglich aus Hinter-Indien stammen, so fragt sich, wie konnten sie bei ihren Wanderungen in gebrechlichen Kanoes die unermeßlichen Meeresstrecken von der Halbinsel Malakka bis zu den Macquesas-Inseln zurücklegen? Daraus dient zuvörderst zur Antwort, daß die unzähligen dazwischen liegenden Inseln unzählige Stationen für die Wanderung abgeben konnten. „Nehmen wir an“, sagt Williams, „die Stammväter der heutigen Bewohner der Südsee-Inseln wären zuerst von der Malayischen Küste Sumatra's abgestoßen, so dürften sie nur fünf Längengrade, d. i. in dieser Äquatorialzone etwa 300 Englische Meilen, zurücklegen, um auf Borneo zu landen. Die Straße Makassar, welche Borneo von Celebes trennt, ist nur 200 Englische Meilen breit. Acht Grade westlich von Celebes liegt Neu-Guinea, aber unterweges kann man an den großen Molukischen Inseln Bessy und Ceram landen. Von Neu-Guinea zur Gruppe der Neu-Hebriden sind freilich 1200 Englische Meilen, aber dazwischen ist das Meer mit kleinen und großen Inseln und Inselgruppen so besetzt, daß die Fahrt sich mit großer Leichtigkeit von Ruhepunkt zu Ruhepunkt machen läßt. 300 Meilen von den Neuen Hebriden liegt der Fidji-Archipel, 300 Meilen weiter sind die Freundschafts-Inseln, und von da segelt man 300 Meilen, aber an drei kleineren Gruppen vorbei, nach den Fischer-Inseln. Diese letzteren liegen ungefähr 700 Meilen von dem Hervey-Archipel entfernt, und von letzterem nach der Gruppe der Gesellschafts-Inseln beträgt die Distanz 400 Meilen. So wäre denn die ganze Reise von Sumatra bis Otabaiti immer von Station zu Station, ohne große Schwierigkeit zurückzulegen. Die größte inselreine Strecke wären die 700 Meilen von den Schiffer-Inseln zum Hervey-Archipel; aber gerade hier, auf Karotonga, versichern die Eingebornen, daß ihr Stammvater Karita von jener Seite, nämlich von den Schiffer-Inseln, gekommen sey."

„Nur zwei äußerste Punkte liegen gewissermaßen außerhalb dieses innigen Zusammenhanges der Australischen Inselwelt: die Sandwich-Inseln im Norden, Neuseeland im Süden. Die Sandwich-Inseln sind von Otabaiti in gerader Linie etwa 2500 Meilen gen Norden entfernt, aber die Fahrt dahin läßt sich bedeutend abkürzen, wenn man den anscheinenden Umweg über die Marquesas-Inseln nimmt. Diese bilden den äußersten östlichen Posten in dem Australischen Inselbeere, und wenn die Schiffe hier angelangt sind, finden sie den größten Theil des Jahres über den südlichen Passatwind, der sie leicht und schnell nach den Sandwich-Inseln südet. Hiermit stimmen die Traditionen der Sandwich-Inselaner überein. Ein Riesenvogel, heißt es, legte ein Ei auf die See, das Ei sprang auf, und die Insel Hawaii ging daraus hervor; darauf kamen ein Mann und ein Weib, mit einem Hunde, einem Schweine und ein paar Hühnern, von den Gesellschafts-Inseln her, und von ihnen stammen die gegenwärtigen Bewohner der Insel. Eine andere Sage berichtet, daß eine Anzahl Männer und Frauen, von Otabaiti kommend, in einem Kanoe an den Sandwich-Inseln vorbeifuhren, und da sie merkten, daß nur Götter und Geister darauf wohnten, so stiegen sie ans Land und ließen sich auf Dabu nieder."

Man darf nicht vergessen, daß die regelmäßigen Winde, welche in diesen geographischen Breiten herrschen, der Schifffahrt annehmend günstig sind. In der Regel zwar wehen sie von Osten nach Westen, öfters jedoch auch wohl zwei Wochen hinter einander von Westen nach Osten; und wenn man diese Zeit wahrnimmt, so lassen sich ansehnliche Strecken zurücklegen. Williams selbst erzählt uns, daß er in Zeit von etwa neun Tagen 1600 Seemeilen ostwärts getrieben wurde.

Wir dürfen aber auch nicht annehmen, daß die Malayen, von welchen die Südsee-Inseln kolonisiert worden, ihre Fahrten über Meer bloß in rohen und gebrechlichen Kanöen gemacht. Es muß eine Zeit gegeben haben, wo das Handelswesen und die Schifffahrt der Eingebornen sich zu bedeutender Höhe entwickelt hatte. Aus den ältesten geschichtlichen Zeiten haben wir Kunde von regelmäßigen Handelsfahrten zwischen den Häfen des Roten Meeres und der Insel Ceylon; und diese Fahrten müssen sich nothwendig noch weiter östlich, mindestens bis Sumatra, erstreckt haben. Solche Reisen wären in bloßen Kanöen nicht möglich gewesen. Als die Portugiesen, zuerst unter allen Europäern, sich in den Indischen Gewässern zeigten, hatten die dortigen Fürsten zahlreiche Flotten von großen Fahrzeugen. Der König von Achian überfiel und schlug im Jahre 1573 mit seiner Flotte ein portugiesisches Seegeschwader; derselbe erschien 1582, mit einer Flotte von 130 Segeln, vor Malakka; ja derselbe oder sein Nachfolger belagerte Malakka, im J. 1613, mit 500 Fahrzeugen, die in Allem 60,000 Mann fuhren. Ferner sind die Malayen von jeher nach der Küste von Neu-Holland gefahren und haben dort Fischerei getrieben. Und alle zu diesen verschiedenen Zwecken gebrauchte Fahrzeuge waren nicht etwa nach Europäischen Mustern gebaut, sondern diese Kunst war hier längst einheimisch. Nun also, wo man Kriegeschiffe hat, die mehr als hundert bewaffnete Männer fassen, da hat man wohl auch Fahrzeuge, worin sich die Reise nach den benachbarten Südsee-Inseln wagen läßt.

Schließlich wollen wir noch eine Stelle aus Williams Bericht über die Einführung des Christenthums auf den Hervey-Inseln mittheilen. Im Jahre 1821 hatte Williams von Raiatea aus, wo er sich damals mit seinen Kollegen befand, zwei Eingeborne als Prediger nach Titutaki geschickt. Ein Jahr später reiste er selbst ihnen nach, um sich mit eigenen Augen von dem Fortschritte der christlichen Religion unter diesem Volke zu überzeugen. Derselbe war in der That wunderbar groß gewesen: Williams fand bereits alle Götzenbilder zerstört. Der Grund dieses allfälligen Erfolges lag wohl hauptsächlich darin, daß auf den Hervey-Inseln derselbe Dialekt gesprochen wird, wie auf den Freundschafts-In-

seln, und daß also die von Raiatea zur Belehrung ihrer Brüder ausgesendeten Eingebornen in vollem Maße auf den Verstand und auf das Gemüth der Wilden wirken konnten. Doch war es nicht ohne Kämpfe abgegangen. Als sie ankamen, hatte man sie ergriffen, auf den Platz geführt, wo die Götzenbilder standen, und hätte sich nicht eine Partei unter den Wilden ihrer gegen die Priester angenommen, so wären sie geschlachtet worden. „Nachher erlaubte man ihnen, auf der Insel umherzuziehen; da verweilten sie denn etliche Tage an jedem Orte, ließen sich mit den Leuten in Gespräche ein, lehrten sie das Alphabet und das Vaterunser und gewannen sie alle zu Freunden. Als sie in den Distrikt der Insel kamen, welcher Tautu heißt, disputirten sie in Gegenwart einer großen Menschenmenge mit einem alten Priester, der in einem fort schrie: „Terrui hat alles Land gemacht, er hat Titutaki gemacht; erst hat er's gemacht, und dann hat er's in seinen Händen geknetet und es so geformt, wie es jetzt ist.“ Die Missionaire leugneten dies und sagten, Gott sey der einzige Schöpfer von Land und Meer; er habe Titutaki gemacht und alle andere Länder, und Keiner außer ihm. Der Priester hörte nicht auf zu schreien, daß Terrui groß und mächtig, und daß er der erste Mensch gewesen. Wer ist aber Terrui's Vater, fragten die Missionaire. — O Tetareva, war die Antwort. — Und woher kam Tetareva? — Von Noaiti. — Und wo liegt Noaiti? — Unten, tief unter der Erde; und weil er von unten heraufgestiegen ist und ganz oben heraufgekommen, darum heißt er Tetareva. — Also, fragten die Missionaire weiter, war dieses Land schon vorhanden, als Tetareva herauskam? — Freilich, antwortete der Priester. — Nun also, wie könnt ihr sagen, daß Terrui das Land erschaffen hat, da es doch schon vorhanden war, als sein Vater Tetareva aus der Tiefe aufstieg? — Der Priester stand verdutzt und wußte auf dieses Argument nichts zu antworten. Die Prediger wendeten sich hierauf an die umstehende Menge und redeten von Gott, daß er allein gewesen, ehe alle Dinge waren, und daß sein Daseyn keinen Anfang und kein Ende habe; darauf von den Engeln, und wie ein Theil derselben von ihrem Schöpfer und von ihrer ursprünglichen Seligkeit abgefallen; alsdann erzählten sie ihnen ausführlich die ganze Schöpfungsgeschichte. Das Völkchen horchte dieser neuen Kunde mit gespannter Aufmerksamkeit und immer steigender Theilnahme; so wie sich das geringste Geräusch erhob, rief man von allen Seiten: still, still, wir wollen hören. Hierdurch ermuntert, erzählten die Prediger weiter von der Erschaffung des ersten Menschenpaares, von ihrem Aufenthalt im Garten Eden, von dem Sündenfalle und dessen Folgen, und von der Liebe Gottes, der seinen eigenen Sohn zum Opfer gegeben für die Erlösung der sündigen Menschheit. Da sie dieses hörten, riefen sie alle wie mit einem Munde: Ja gewiß, dieses ist Wahrheit, das Unfrige war alles Lug. Und von da an wurden sie aufmerksam Zuhörer und sangen auch an, Glauben zu fassen an das, was sie hörten."

## A f r i k a.

Algier und seine Bewohner.

(Schluß. \*)

„Obgleich die Berbern von Anbeginn ein sehr wildes Leben geführt und niemals mit gesitteten Völkern in Verbindung gestanden haben, sind sie doch sehr betriebsam. Sie graben Schachte in ihren Bergen und gewinnen auf diese Weise Blei, Kupfer und Eisen. Aus dem Blei machen sie Flintenugeln, aus dem Kupfer einige Zierrathen ihrer Frauen. Selbst Gold und Silber sollen sie zu bearbeiten wissen; so viel ist faktisch, daß ihre Waffen oft mit plattirtem Silber von herrlicher Arbeit belegt sind, und daß sie eine Menge falscher Münzen aus veraltetem Kupfer nach Algier und anderen Städten der Regentenschaft bringen. Das Eisen-Erz wird erst geschmolzen und dann vermittelst des Hammers in dehnbares Metall verwandelt. Aus diesem Eisen machen sie Flintenläufe, Werkzeuge zum Pflügen und viel rohes Handgeräth, das sie an die Mauren und Araber verkaufen. Sie wissen auch das Eisen in Stahl zu verwandeln und verfertigen Messer, Säbel und andere Schneide-Instrumente, die zwar nicht sehr elegant, aber von ziemlich guter Qualität sind. Die Berbern machen Schießpulver zu ihrem eigenen Gebrauch, verkaufen es aber niemals. Dieses Pulver soll viel besser seyn, als dasjenige, welches man in Algier fabrikt. Da die Fabrication des Schießpulvers manche andere Kenntnisse voraussetzt, so müssen die Berbern viel unterrichtet seyn, als man gewöhnlich annimmt."

Capitain Rozet giebt uns interessante Details über die Art, wie die Berbern kämpfen. „Der kriegerische Geist dieses Volkes und ihre ungeschlachten Sitten veranlassen beständige Kriege unter den verschiedenen Stämmen: ein gestobenes Schaf, ein umgebauener Baum, eine Beleidigung, die einer Frau widerfährt, sind Vorwand genug zu blutiger Fehde. Von ihren Schreids angeführt und beständig von den Marabut's begleitet, nehmen sie feste Stellungen ein und feuern, durch Bäume oder Felsen geschützt, aus weiten Entfernungen auf einander. Oft sind nur zwei oder drei Individuen die Opfer eines solchen Krieges. Manchmal rücken sie einander auch dicht zu Leibe; die Besiegten fliehen nach unzugänglichen Orten und überlassen den Siegern ihre Habe. Doch kommt es gewöhnlich nicht bis zum Aeußersten. Nachdem sie einige Schüsse gewechselt, befehlen ihnen die Marabut's, mit dem Feuern einzuhalten, und die Sache endet gewöhnlich damit, daß der besiegte Theil eine Entschädigung erhält."

„Der größere Theil der Berbern, welche dem Dei zu Hilfe kamen, als die Franzosen Algier angriffen, war von dem berühmten Ben-Sabnum befehligt. Dieser Häuptling hatte eine ziemlich gleiche Zahl Reiterei und Fußvolk. Sie waren alle gleichmäßig bewaffnet, d. h. Jeder

\*) Aus Versehen ist dieser Artikel schon in der vorigen Nummer mit „Schluß“ bezeichnet worden.

föhrete eine lange Flinte, einen Katagan und oft auch ein Paar Pistolen. Jeder Stamm hatte seine Fahne, die Einer der Tapfersten trug. Die Fahnenträger schritten bei jeder Attacke voran, und die Uebrigen folgten. Die Kavallerie kam in vollem Galopp gegen uns angesprengt, und zuweilen sahen wir zwei, ja sogar drei Reiter auf Einem Pferde, von denen der hinterste an dem Schweif des Pferdes sich hielt. In einiger Entfernung machten die Fahnenträger Halt, und sogleich war der ganze Haufe um sie her versammelt; jeder Berber feuerte sein Gewehr ab, zog sich dann zurück, um wieder zu laden, und schritt wieder vor, um von neuem zu feuern. Wenn sie uns in der Ebene angriffen, vermieden sie immer ein Handgemenge; sie kamen im vollen Galopp, schossen ihre Gewehre ab, machten dann eine Schwentung und jagten davon. Bei solcher Gelegenheit hielt sich das Fußvolk hinter Büschen oder Bäumen versteckt und nahm, sobald wir ihm zu Leibe gingen, reichens. Im Atlas-Gebirge postirten sich die Berbern auf die Gipfel und an die Abhänge der Berge. Setzten wir ihnen nach, so stoben sie von einem Felsen zum andern, ohne daß wir sie jemals erreichen konnten; ihr vornehmstes Manöver bestand darin, daß sie sich zerstreuten, sobald sie angegriffen wurden, und gleich wieder sich sammelten, um uns in den Klüften zu fallen oder auf dem Rückwege zu beunruhigen. Kanonen brachten bei ihnen eine fast magische Wirkung hervor; sahen sie, daß man ein Stück nach einer Gegend richtete, so wagten sie niemals, im Bereiche desselben sich blicken zu lassen, und so oft eine Kugel in einen Haufen ihrer Leute fuhr, stob Alles wie Spreu aus einander. Die Berbern sowohl, als die Tarken, Mauren und Araber, waren voll Staunen und Bestürzung, als sie, wenige Minuten nach unserer Landung an der Küste, unsere Kolonnen mit geschultertem Gewehre gegen ihre Batterien anrückten und dieselben, trotz dem Kugelregen, der sie beglückte, erstürmen sahen.

„Die Berbern bekennen sich zum Islam, und man darf wohl annehmen, daß viele ihrer ursprünglichen Gebräuche und Ceremonien durch den Einfluß dieser Religion eine Veränderung erlitten haben. Ihre Frauen tragen jedoch keine Schleier und dürfen mit jedem männlichen Individuum sprechen. Der junge Mann sieht die Jungfrau, ehe er sie heirathet; er gewinnt sie lieb und bestrebt sich, ihre Zuneigung zu erwecken. Dann geht er zu dem Vater seiner Geliebten und wirbt um sie; der Vater fragt ihn, wie viele Stücke Vieh oder wie viel Geld er ihm für seine Tochter geben könne, und nachdem sie eine Zeitlang geselschaft, vereinigen sie sich über eine bestimmte Summe, die der Schönheit des Mädchens und dem Grad der Liebe des Freiers angemessen ist und von 30 bis 100 Rudsch's (65 — 183 Franken) variiert. Ist der Handel geschlossen, so begeben sich der Vater des Mädchens und ihr künftiger Gatte zu einem Marabut und bitten ihn um seine Einwilligung, die der heilige Mann giebt oder verweigert, je nachdem er gelautet ist. Zuweilen muß der Jüngling einen Vergleich mit ihm treffen, um seinen Konsens zu erhalten. Sind alle Schwierigkeiten beseitigt, so bringt er seinem zukünftigen Schwiegervater die Summe Geldes oder die Stücke Vieh, über die sie einig geworden, und führt das Mädchen ohne weitere Ceremonie als seine Frau nach Hause. Der Berber kann vier Weiber nehmen, aber nicht mehr; diese Beschränkung hat ihm vermuthlich der Islam aufgelegt. Die Frauen besorgen das Haus, spinnen Flach und Wolle und haben auch auf dem Felde zu thun; sie folgen auch ihren Männern im Kriege, aber nicht auf Reisen. Ich habe nie eine Berberische Frau nach Algier kommen sehen. Der Mann darf seine Frau verabschieden, wenn sie ihm Anlaß zur Beschwerde gegeben oder — wenn er sie nicht mehr liebt. Er braucht in solchem Falle nur einem Marabut seine Beweggründe zur Auflösung der Ehe vorzulegen, und sofort geht die Scheidung vor sich. Die Frau wandert in ihr väterliches Haus zurück und darf nichts mitnehmen, als die Kleider, die sie auf dem Leibe hat. Dagegen behält ihr Vater den Kaufpreis, der für sie erlegt worden. Will aber die geschiedene Frau einen andern Mann nehmen, so muß diese dem ersten Manne Alles zurückstellen, was er dem Vater seiner gewesenen Frau gegeben hat.“

Die Mauren, obschon im Uebrigen gestitteter, haben in diesem Punkte doch noch leichtfertiger Grundzüge, als ihre wilden Nachbarn die Berbern. „Wenn ein Maure eine seiner Frauen wegen Untreue im Verdacht hat, so kann er sie verstoßen; er kann dies aber auch thun, wenn sie z. B. zu mager wird, wenn er aus irgend einer Ursache mit ihr entweit ist — kurz, auf jeden Grund hin. Will der Maure seines Weibes ledig seyn, so braucht er ihr nur zu sagen: el merah hasi harâmé alijé. d. h. „dieses Weib (seu) mir eine heilige (verbotene) Sache“ — und sofort muß sie in ihr väterliches Haus zurück.“ Nur in Einem Falle kann das Weib auf Ehescheidung antragen, wenn nämlich ihr Eheherr zu lange von Hause und auf Reisen bleibt. Sie braucht dann nur vor den Kadi zu treten und zu sagen: „Mein Gatte ist schon so und so viel Jahre oder Monate fort; ich bin des einsamen Lebens müde und will einen andern Mann.“ — Der Maure darf ein Weib, das er verstoßen hat, von neuem heirathen; jedoch muß sie vorher einem Andern angetraut gewesen seyn. Er geht in diesem Falle zu ihrem zweiten Gatten und sucht ihn zu bereuen, daß er seine Verbindung mit ihr wieder auflösen möge. Hat die geschiedene Frau nicht wieder geheiratet, so muß der Mann, wenn er sie zurück haben will, einen Andern durch Geld und gute Worte zu bewegen suchen, daß er sie nur auf 24 Stunden heirathe und dann wieder fortschicke. Fälle dieser Art kommen öfter vor; es giebt eine Klasse von Männern, Salla genannt, die ein Gewerbe daraus machen, eine geschiedene Frau zu heirathen und gleich darauf, verflucht sich, gegen eine angemessene Summe, ihrem ersten Eheherrn überliefert wieder abzuliefern.“

Capitain Rozet betrachtet die Algerische Frage aus einem ganz eigenthümlichen Standpunkte. Frankreich, das in den finsternen Zeiten des Mittelalters den Westen aus den Händen der Muselmänner reißete,

hat nach ihm gewissermaßen die Verblindlichkeit übernommen, endlich in das Wespen-Nest einzudringen, aus welchem jene Schwärme von Ungläubigen hervordrängen. Er gesteht selbst, daß die Aufgabe schwierig sey, und daß Frankreich wohl nie den guten Willen haben dürfte, die erforderlichen Opfer zu bringen, aber er weiß auch dafür Rath zu schaffen: er will, daß alle Monarchen Europa's zu diesem Zwecke sich vereinigen und einen allgemeinen Kongreß bilden, zu welchem selbst die Amerikanischen Staaten zu berufen wären. Alle diese Mächte müßten sich zu Subsidien verpflichten, aber nur Frankreich sollte die Ausführung ihrer Pläne und die Verwaltung des eroberten Landes übernehmen, bis einst das barbarische Afrika ein blühendes civilisirtes Land seyn würde und jede der hohen kontrahirenden Mächte ihren Antheil davon erhalten könnte. Zum Schlusse giebt Capitain Rozet einen Uberschlag der Opfer, die Frankreich zu bringen haben wird, wenn man diesem Staate — was mehr als wahrscheinlich ist — die Ausführung seiner Projekte allein überlassen sollte.

„Das Gebiet“, sagt er, „welches wir bis jetzt einnehmen, erstreckt sich in allen Richtungen kaum drei Lieues über die Stadt Algier hinaus, und an zwei anderen Punkten der Küste haben wir Garnisonen, die kaum diesen Namen verdienen. Dennoch belaufen sich die Ausgaben der Armee von Algier auf mehr als 20 Millionen Franken. Wie stände es nun gar, wenn wir nur alle Küstenstädte von Bona bis Nemmen inne hätten? Der Unterhalt der Truppen, der ankommenden Kolonisten und die aufzubehaltenden Bauwerke werden vielleicht länger als zehn Jahre hindurch wenigstens 60 Millionen jährlich erfordern. Die Gegend in der unmittelbaren Nähe Algier's war die einzige, wo es Häuser genug gab, um etwaige Kolonisten aufzunehmen; fast alle diese Häuser wurden durch unsere Soldaten zerstört. In anderen Theilen des Landes giebt es keine Wohnhäuser und nicht einmal Landstraßen für Fuhrwerke; die Communications-Wege sind oft nur elende Pfade, auf denen kaum Lastthiere fortkommen. Es wäre daher nothwendig, jedes Ding erst zu schaffen; und dabei müßten die Schöpfer beständig gegen die Angriffe der Araber und der Berbern durch Heeresmacht beschützt seyn. Alle diese Betrachtungen führen mich zu der begründeten Vermuthung, daß wir wohl mehr als 600 Millionen Franken und das Leben von wenigstens 60,000 unserer Krieger zum Opfer bringen müßten, ehe die Kolonie einen gewissen Grad von Wohlstand erreichen könnte.“

## Italien.

Alessandro Manzoni's Ideen über literarische Kritik.

(Schluß.)

45) Je besser das Publikum die Geschichte kennen lernen wird, desto lieber wird es sie gewinnen, desto entschiedener ihr den Vorzug vor Allen einräumen, was ein Einzelner erdichten mag.

46) Man soll in den Thatfachen nichts suchen als die Wahrheit; wer eine Untersuchung in diesem Geiste scheut, der läßt uns deutlich merken, daß er zu seinen eigenen Grundzügen kein Vertrauen hat.

47) Wenn der Geschichtschreiber Ereignisse berichtet und beurtheilt, sind sie längst unwiderstehlich vollbracht, und sein Urtheil kann in den Dingen, in ihrem Thatbestand nichts ändern. Aber die Autorität des Historikers ist darum nicht etwa leer und unwirksam, sondern im Gegentheil sie gewinnt an Würde und Ansehen, an umfassender Geltung, an unbestrittener Anerkennung; kein Interesse, keine Rücksicht, kein Hinderniß braucht er zu scheuen, er kann vollkommen gerechtes Zeugniß ablegen. Und doch, was thut der Parteigeist nicht! er ist schuld, daß Geschichtschreiber ihr schönes Verrecht verschmähen, von der edlen Höhe ihres natürlichen unbetheiligten Standpunktes herabsteigen und ihre klarbewußte Freiheit im Dienste der Leidenschaften und Vorurtheile für vergängliche Zwecke preisgeben. Historiker haben über längst verschollene Begebenheiten so verkehrte, so raffinierte Sophismen zu Tage gefördert, dergleichen zur Zeit selbst die gährenden, auf Tod und Leben mit einander kämpfenden Leidenschaften nicht aufgebracht haben.

48) Wo zwei Parteien einander gegenüberstehen, glaubt jede von beiden ihre eigene Sache hinlänglich versucht zu haben, wenn sie das Falsche und Schädliche an der entgegengesetzten nachgewiesen. Man legt an Alles, was die Gegenpartei thut oder behauptet, den Maßstab der reinen Wahrheit und Vollkommenheit und findet es natürlich gar nicht schwer, zu beweisen, daß die Gegner weit davon entfernt sind. Ein richtiges Urtheil zwischen beiden Parteien ist nur möglich, wenn man das Gute wie das Schlechte beiderseits gegen einander abwägt; aber davon will eben Keiner wissen. Daher bleibt es bei fortwährendem Streit, wo Jeder nur die ihm günstige Seite der Frage hervorhebt und darein triumphirt; dem Gegner bleibt es unbenommen, seinerseits geltend zu machen, was ihm beliebt, und gleichfalls zu triumphiren. So z. B. rechnet man von der einen Seite aus alten Zeiten Züge der brutalsten Gewaltthätigkeit her, wegegen damals weder Sitten, noch Götter Schutz gewährten; man stellt dar, wie abgeschmackter Tand und Unvernunft in hohen Ehren gehalten, die wichtigsten und heilsamsten Wahrheiten verschmäht, die Erfindungen des Menschenverstandes und des Genies für Unsinn gehalten wurden; wie damals die Weisesten und Verständigsten, in unvertilgbarem Irrthume befangen, unvernünftige Zwecke mit verkehrten Mitteln erstrebten; wie Mancher sich durch edle Handlungen Verfolgung zuzog, Mancher durch grausame Glück und Macht gründete; zum Schlusse heißt es denn, da sehet ihr eure gute alte Zeit, und als Gegenfah dazu wird der Geist des neuen Jahrhunderts gepriesen. Von der anderen Seite erinnert man daran, wie viele Unternehmungen in neuester Zeit im Namen der Menschheit und der Gerechtigkeit begonnen und unter Gräueln und Verbrechen zu Ende geführt wurden; wie man die Exaltation der Begierden und Leidenschaften im Individuum als ein Mittel der Vervollkommnung hat anpreisen,

\*) Die Worte sind rein Arabisch: el merah heißt die Frau — hasi (hasih), diese — harâmé, abgesondert, heilig, verboten — alijé (alaja), auf mir, für mich.

die Weisheit in den Genuß und die Tugend in Vermessenheit setzen wollen; man beweist, daß auch in unseren Tagen, wie überall und von jeher, die Tugend Verfolgungen und das Laster Triumphe erlebt hat; und zum Schluß heißt es wieder: da seht ihr euer Jahrhundert der Aufklärung. Aus solchen Gründen preisen jene die Gegenwart, sehnen sich diese nach der Vergangenheit zurück, und beide verschwenden mit solchem Hin- und Herstreifen die Zeit, welche besser angewendet gewesen wäre, den wahren und beständigen Grund menschlicher Verderbnis zu erforschen, auf rechte Mittel der Verbesserung zu sinnen und diese neugefundene Wissenschaft zur Prüfung der Institutionen in Gegenwart und Vergangenheit anzuwenden.

40) Machiavelli war vielleicht unter allen neueren Autoren der Erste, der den entfernteren Ursachen wichtiger historischer Ereignisse nachgeforscht hat: eine Methode, die allerdings auf neue und überraschende Wahrheiten führt, wenn man dabei mit jedem Schritt den Fuß auf sicheren Boden setzt, aber auch zu nicht minder großen, weitreichenden Irrthümern, wenn man sich durch den anscheinenden Zusammenhang zwischen zwei weit von einander entfernten Begebenheiten verblenden und hinreißen läßt, Alles auf eine vermeinte Ursache zurück zu beziehen, ohne die Mittelglieder, jedes für sich, nach seinen Ursachen und seinem Charakter sorgfältig zu prüfen.

50) In den Jahrhunderten der Unwissenheit haben die wenigen Männer, die damals Historie schrieben, an dem, was sich unter ihren Augen begab, nicht zu unterscheiden und auszuwählen verstanden, welches die wahrhaft geschichtlich bedeutenden, eine Ueberlieferung für die Nachwelt verdienenden Umstände wären; daher berichten sie zwar die bedeutendsten Vorgänge, aber was zu wissen uns heute am meisten interessiert, was in hohem Grade neu und anziehend für uns seyn würde, die Schilderung der Verfassung, der Sitten, der Gebräuche, der Lebenszustände, davon haben sie nichts aufgeschrieben — sie hielten es nicht der Mühe werth; in ihren Augen waren dies ganz alltägliche Dinge, die sich von selbst verstanden. Es giebt jedoch eine Kunst der Interpretation, wodurch man aus Andeutungen, die der Autor ganz absichtslos in seinen Text eingestreut, durch Schlüsse und Inductionen zu einer sicheren Kenntniß jener wichtigen Umstände gelangt; eine Kunst, die gegenwärtig von Europäischen Gelehrten anderer Nationen mit Scharfsinn und Gründlichkeit betrieben und von Zeit zu Zeit in Werken umfassender und fruchtbarer Forschung betätigt wird. Bei uns Italiänern ist heutzutage — oder ich müßte mich sehr irren — diese Kunst wenig gekannt und noch weniger geübt.

51) Eine Reihe von materiellen, äußerlich beglaubigten Thatsachen, deren Feststellung keinem Irrthume und keinem Zweifel mehr unterliegt, ist noch keinesweges Geschichte, — nicht einmal ein dramatisch anschauliches Bild der Begebenheiten kann man damit entwerfen. Neben und über den Vorgängen handelt es sich um allgemeinere und wichtigere Fragen: wie war es um die Gesetze, die Sitten, die Meinungen beschaffen, inmitten deren ein Vorgang stattfand? wie um die Gesinnung, die Absichten, die Bestrebungen der handelnden Personen? wie um die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit dessen, was sie thaten, und zwar nicht mit Rücksicht auf die menschlichen Sanktionen und Ordnungen, denen sie gemäß oder zuwider gehandelt, sondern im Sinne des Höheren, moralischen Rechts? endlich das Volk, die große Mehrzahl, die an den Ereignissen nicht thätig Theil nimmt, aber sie in ihren Folgen zu tragen hat, welches war sein Zustand? was hatte es zu leiden, zu hoffen, zu fürchten? die Vorgänge an und für sich geben uns hierüber keinen Aufschluß, und doch ist ohne solchen kein erschöpfendes Verständniß, kein Urtheil über die Begebnisse der Vorzeit möglich.

52) Es scheint jetzt endlich dahin zu kommen, daß die Geschichte sich zu einer wahren Wissenschaft gestaltet; von allen Seiten wird an ihrer Herstellung eifrig gearbeitet; man sieht endlich ein, wie fast Alles, was sich bisher für Geschichtsschreibung ausgab, nur in Versuchen bestand, Belege für gewisse Systeme und Lehren, wahr oder falsch, aus den Ereignissen zu abstrahiren; wie dabei den Thatsachen Gewalt angethan, wie sie entstellt worden sind, um anderen Zwecken zu dienen. Wie in der Theorie der Kunst, so hat man auch in der Erforschung der Vergangenheit, in der Würdigung der alten Volksschümlichkeiten, Gebräuche und Gesetze, sich bisher von gewissen conventionellen Ideen leiten lassen; man hat eiteln und dem wahren Inhalt der Sache fernstehenden Präsumtionen des Geistes gebuldigt und sich in einer ausschließlichen, willkürlichen Richtung verirrt.

53) Die Besseren lieben die Geschichte, weil sie darin den Gang der Menschheit in ihrer gesellschaftlichen Entwicklung und ihr Verhalten unter den mannigfaltigsten Bedingungen kennen lernen, und weil sie darin Aufschluß finden über die Natur des Menschen, über das Räthsel seiner Stellung auf Erden, die er so liebt, und die so reich an Erschütterungen und Schmerzen ist, die ihm so erhabene Ziele in Aussicht stellt und ihn keines erreichen läßt, und deren Fortdauer er lieber mit Dual und Dpsern und rastlosen Anstrengungen erkaufen, als nur auf einen Moment darauf verzichten möchte: ein Abgrund von Widersprüchen, darin die Vernunft sich ratlos verliert, wenn sie nicht gläubig das Diesseit als eine Welt der Prüfung und Vorbereitung für ein höheres Jenseit betrachtet.

(Ricogliore.)

## Mannigfaltiges.

— Engländer in Hamburg. Der Verfasser des Buches „Germany in 1831“, Herr John Strang, sagt darin Folgendes über das Leben seiner Landsleute in der größten Deutschen Handelsstadt: „Die in Hamburg wohnenden Englischen Kaufleute halten sich hier eben so Einem an den Anderen, wie sie es überall thun, und bleiben auch wie ge-

wöhnlich ihrer nationalen Lebensweise so wie ihren Manieren und Vorurtheilen treu. Im Ganzen ist es jedoch ein jovialer glücklicher Menschenschlag, dessen Fleiß nur durch seine Gastfreundschaft übertroffen wird und dessen Leidenschaft für eine gute Küche so weit geht, daß er seine Nationalgerichte um keinen Preis für die mannigfaltigeren und fetteren Speisen der Deutschen hingäbe. Die Englischen Einwohner gehen nur wenig mit den gebornen Hamburgern um und nehmen auch selten ein besonderes Interesse an Dingen, die das Land und die Stadt betreffen, den Handel allein ausgenommen, auf dessen Schwankungen sie allerdings eben so acht geben müssen, wie ihre unermüdlischen kommerziellen Nebenbuhler, die Juden. Ihre Geschäftskenntniß abgerechnet, kann man daher auch auf die in Hamburg wohnenden Engländer das anwenden, was einmal von den Französischen Emigranten gesagt wurde, daß sie nämlich nichts vergessen, aber auch zu gleicher Zeit nichts gelernt haben.“ — Die Quarterly-Review, die Hr. Strang's Buch beurtheilt, findet sich bei dieser Gelegenheit veranlaßt, Hamburg gegen die Bemerkung desselben, daß es sehr wenige Schriftsteller von Ruf besäße, in Schutz zu nehmen und dagegen die Vorliebe, die Herr Strang für die Hamburger Küche äußert, zu bekämpfen. In beiderlei Beziehungen dürften Deutsche Leser mit der Review schwärzlich übereinstimmen. Sie beruft sich zwar in Betreff der Schriftsteller auf einige sehr achtbare Männer, wie Dr. Julius, Dr. Lappenberg und Dr. Wurm; wie klein aber ist die Anzahl derselben im Verhältnisse zu der, ihrer Einwohnerzahl nach, dritten Stadt Deutschlands! H. Heine, den die Review ebenfalls als Hamburger aufführt, ist es bekanntlich keinesweges. Was nun die Hamburger Küche betrifft, die jeder Deutsche Kenner zu loben pflegt, so sagt die Quarterly-Review: „In der Gastfreundschaft, das geben wir zu, können die Hamburger unmöglich von den Engländern übertroffen werden; dagegen müssen wir Herrn Strang unbedingt widersprechen, wenn er sagt, daß Hamburg derjenige Aufenthalt sey, den ein ausgefuchter Gourmand sich wählen würde; er müßte sich denn seinen eigenen Koch mitbringen. Gastronomie, als schöne Kunst angesehen, ist von den Hamburger Bürgern mit wenig besserem Erfolg als die Malerei und die Baukunst kultivirt worden. Die Naluppe, deren sich unser Reisender mit so vielem Vergnügen erinnert, gemahnt uns an die See-Nal-Pastete (vonger-pie), die unsere Landskender mit solchem Appetit verzehren; es gehört in der That der Magen eines Bergmanns von Cornwallis oder eines Hanseatischen Bürgermeisters dazu, um die eine oder die andere dieser Delikatessen zu verdauen.“ — Wenn es in Hamburg wirklich so viele tüchtige Federn giebt, wie unser Reviewer behauptet, so wird sich auch gewiß bald eine finden, die diesen, wie uns scheint, unverdienten Angriff widerlegt.

— Ein Wort zur Verständigung. Es scheint nicht ganz am unrechten Orte, unsere Leser auf einen Mißbrauch aufmerksam zu machen, der in vielen Deutschen Journalen immer mehr um sich greift und der namentlich auch dem „Magazin“ in den Augen derjenigen, die von diesem Unwesen keine Ahnung haben, von Nachtheil seyn kann. Unter politischen Blättern ist es bekanntlich allgemeiner Gebrauch, daß das eine dem anderen Neues und Altes ohne Umstände abdruckt; doch halten es die achtbaren Zeitungen für eine Pflicht der Artigkeit, ihre Quelle, besonders wenn es eine Deutsche ist, gewissenhaft anzugeben. Literarischen Blättern dagegen ist jener Gebrauch keinesweges gestattet, und es wird ohne Umschweife als „Nachdruck“ bezeichnet, wenn ein Deutsches Journal sich mit den Federn des andern schmückt. Wie soll nun aber ein solches Verfahren gar bezeichnet werden, wenn sogenannte „Originalblätter“, wie z. B. die „Wiener Theater-Zeitung“, das „Magazin“ nicht bloß seit Jahren nachdrucken, sondern ganz konsequent als Quelle verschweigen? Hat doch diese Art von Piraterie bei einigen Lesern, welche das „Magazin“ in wöchentlichen Lieferungen auf dem langsamen Buchhändler-Wege, die Nachdrucks-Blätter dagegen mit der Post beziehen, schon die Meinung erregt, daß wir uns der Artikel der letzteren bedienen? Und erreicht es nicht wirklich den Gipfel aller Naivität, wenn z. B. die „Didaskalia“, eine literarische Beilage zum Frankfurter Journal, in ihrer Nr. 130. den Artikel „Zulwer's Belagerung von Granada“, aus Nr. 33. des „Magazins“ ohne Weiteres und ohne Angabe der Quelle nachdruckt und es sonach ganz den Anschein erhält, als ob die Eingangs-Worte „Wir haben zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß die angeblich Zulwer'sche „Zeitgenossen“ wahrlich von einem Deutschen Schriftsteller herrühren“, sich auf die „Didaskalia“ bezögen? Hat nicht vielmehr die „Didaskalia“ jene Artikel verbreiten lassen, die die Stuttgarter Beilagehandlung an mehrere Deutsche Zeitungs-Redaktionen eingesandt, um mit Hilfe derselben das Deutsche Publikum glauben zu machen, daß die „Zeitgenossen“ wirklich ein Werk von Zulwer seyen? Dem Beispiele der Didaskalia, wenn auch nicht in so naiver Weise, folgen indessen noch viele andere Deutsche Blätter. Die „Stadt-Nachener Zeitung“ z. B. staltet ihre Beilage, den „Nachener Courier“, jahraus jahrein fast mit nichts Anderem als mit Nachdruck aus dem „Magazin“ aus, hat dasselbe aber noch nicht ein einziges Mal genannt. Eben so gewissenhaft in der Verschweigung seiner Quelle ist einer unserer ältesten Kunden, der Münchener „Korrespondent“ von und für Deutschland“, wogegen, wenn auch nicht immer, doch zuweilen mehrere andere vielgelesene Blätter die Artigkeit haben, uns als Quelle anzugeben. Wir nennen davon nur, als einige der bekanntesten, die St. Petersburger Deutsche Zeitung, die Schlesische Zeitung, das Frankfurter Conversationsblatt und den Stuttgarter Deutschen Courier. Dies möge genügen, um denjenigen unserer Leser, die das „Magazin“ nicht durch die Post beziehen, zu erklären, warum ihnen manche unserer Artikel als alte Bekannte und mithin in dem Lichte erscheinen, als besolaten wir ein Verfahren, das einzig und allein unseren Kollegen zur Last fällt.